

Prof. Jutta Allmendinger

# Soziale Ungleichheit, Diversität und soziale Kohäsion als gesellschaftliche Herausforderung



Dieser Beitrag umfasst meinen Vortrag auf dem vhw-Fachkolloquium „Im Wandel bestehen – Stadtgesellschaft in Vielfalt und Zusammenhalt“ am 8. Mai 2015 in Berlin. Beginnen möchte ich meine kurzen Ausführungen mit der nötigen Begriffsklärung. Was verstehen wir unter sozialer Ungleichheit, was unter Diversität und wie definieren wir soziale Kohäsion? Ich komme dann zu der Frage, ob und wie diese Konzepte zusammenhängen. Beschädigen soziale Ungleichheit und/oder Diversität den gesellschaftlichen Zusammenhalt? Abschließend erörtere ich Herausforderungen, die sich aus diesen Befunden ergeben.

## Was verstehen wir unter sozialer Ungleichheit, Diversität und sozialer Kohäsion?

Von *sozialer Ungleichheit* spricht man bei ungleichen Zugängen zu gesellschaftlich wertvollen Gütern wie Bildung, Einkommen und beruflichem Status und den entsprechend ungleichen Ergebnissen. Soziale Ungleichheit schließt immer ein „oben“ und „unten“, ein „besser“ und „schlechter“ mit ein, also eine hierarchische Ordnung. Die so erworbenen sozioökonomischen Positionen bleiben bei diesem Verständnis über den Lebensverlauf eines Menschen hinweg erhalten und werden an die nächste Generation weitergegeben. Soziale Ungleichheiten sind daher mehr als soziale Unterschiede, die kommen und gehen.

Zwei Beispiele mögen dies illustrieren: Das einmal erreichte Bildungsniveau verändert sich in Deutschland kaum über den Lebensverlauf, eine zweite oder dritte Bildungs- oder Ausbildungsphase bleibt die Ausnahme. Übergänge zwischen der beruflichen und der akademischen Ausbildung sind zwar möglich, faktisch findet man diese aber selten, der Anteil liegt bei knapp 5%. Desgleichen prägt die Bildung der Eltern die Bildungsergebnisse der Kinder. Bildungsungleichheiten bestehen also innerhalb einer Generation und sie werden von den Eltern an die Kinder vererbt. Bildungsungleichheiten erzeugen damit eine hierarchische Ordnung. So ermöglicht eine bessere Bildung auch bessere Zugänge zum Arbeitsmarkt, eine schlechtere Bildung ist entsprechend mit geringeren Chancen verbunden. Auch verschiedene Formen gesellschaftlicher Partizipation, die individuelle Gesundheit und die Lebenserwar-

tung hängen vom erreichten Bildungsstand ab. Das zweite Beispiel betrifft die sozialen Sicherungssysteme. Diese sind meist darauf ausgerichtet, den erreichten Lebensstandard abzusichern, festigen also ein oben und unten. Man denke nur an das Elterngeld, das Arbeitslosengeld und an die gesetzliche Rente – Leistungen, die proportional zu den erreichten Einkommenslagen gewährt werden. Auch Einkommenslagen werden über die Generationen hinweg weitergegeben.

Verlässt man die individuelle Ebene und spricht über die soziale Ungleichheit eines Landes, so steht das Volkseinkommen und dessen Verteilung im Mittelpunkt. Der sehr gebräuchliche GINI-Index gibt an, wie weit die Einkommen in einem Land auseinanderliegen. Der Indikator nimmt einen Wert zwischen 0 und 1 an, wobei 1 eine sehr hohe Ungleichheit in den Einkommen und 0 eine Gleichverteilung der Einkommen anzeigt. Der GINI-Index sagt dabei nichts über die Höhe der erzielten Einkommen und damit den Lebensstandard aus. Es gibt Länder mit geringer Ungleichheit, deren Bevölkerung sehr reich ist, ebenso Länder, mit hoher Ungleichheit, die sehr arm sind.

Der Begriff *Diversität* besagt, dass sich die Menschen in ihren Denkmustern, Einstellungen oder Vorlieben unterscheiden. Auch hier geht man davon aus, dass diese Haltungen über die Zeit stabil sind. Das hierarchische Element fehlt aber. Frauen sind anders als Männer, Deutsche anders als Ausländer, Christen anders als Muslime. Hier sind keine hierarchischen, sondern horizontale Unterschiede gemeint. Der eine Mensch ist also nicht „besser“ oder „schlechter“ als der andere. Diversität – ob nach Geschlecht, Nationalität oder anderen Merkmalen – wird heute in allen gesellschaftlichen Bereichen verstärkt diskutiert.

*Soziale Kohäsion* ist zentral für jedes Leben in einer Gemeinschaft und Gesellschaft. Sie wird typischerweise durch Aspekte erfasst, die ich am Beispiel vom Leben in einer Nachbarschaft verdeutlichen möchte. *Vertrauen*: „Wie sehr vertrauen Sie den Menschen in Ihrer Nachbarschaft?“ *Gemeinsames Handeln*: „Nehmen Sie an, in Ihrer Nachbarschaft wird viel gestohlen. Wie wahrscheinlich ist es, dass sich die Menschen zusammenschließen und gemeinsam nach einer Lösung suchen?“ *(Fehlende) soziale Normen*: „Wie oft beschimpfen sich die Nachbarn gegenseitig? Wie oft liegt Müll herum und niemand kümmert sich?“ *Heimatgefühl*: „Wie sehr fühlen Sie sich den Menschen in Ihrer Nachbarschaft verbunden?“ *Zufriedenheit*: „Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer Nachbarschaft?“

Was ich hier in Bezug auf die Nachbarschaft formuliert habe, lässt sich leicht auf andere soziale Einheiten anwenden, auf Schulklassen ebenso wie auf Arbeitsteams in Unternehmen. Ich selbst habe vor vielen Jahren eine Studie durchgeführt, in der es um die soziale Kohäsion von Musikerinnen und Musikern in Orchestern ging. Ich werde darauf zurückkommen.

Soziale Kohäsion liegt als Begrifflichkeit quer zu sozialer Ungleichheit und Diversität. Menschen mit sehr unterschiedlichem sozialem Status können eine hohe, aber auch eine niedrige soziale Kohäsion aufweisen, ebenso Menschen mit sehr unterschiedlichem kulturellem Hintergrund. Wichtig sind daher theoretische Ansätze und empirische Studien, die diese Zusammenhänge sauber beschreiben. Was bedeuten soziale Ungleichheit und Diversität für die Kohäsion von Arbeitsteams und von Nachbarschaften? Welche Herausforderungen ergeben sich daraus für Betriebe, für Schulen, für die Städteplanung und die Einwanderungspolitik?

## Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit, Diversität und sozialer Kohäsion

### Soziale Ungleichheit und soziale Kohäsion

Oft wird angenommen, dass soziale Ungleichheit mit dem Verlust von sozialer Kohäsion, also mit dem Verlust von Gemeinsamkeit, Vertrauen, Gegenseitigkeit und Solidarität einhergeht. So argumentieren Richard Wilkinson und Kate Pickett (2010), dass ungleiche Gesellschaften von sozialen Spannungen, Stress und Ausgrenzungen geprägt werden, die sich in Gesellschaften mit einer geringen sozialen Ungleichheit so nicht zeigen. Diese These ist intuitiv plausibel, aber methodisch nicht unumstritten. Kann man aus wechselseitigen Beziehungen tatsächlich kausale Zusammenhänge ableiten?

Betrachtet man den Zusammenhang zwischen dem sozioökonomischen Status der Menschen, dem Ausmaß sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft und Dimensionen sozialer Kohäsion, so sind gleich mehrere Einzelfragen zu klären. Auf der individuellen Ebene geht es darum, ob Menschen mit einem hohen Einkommen, einer guten Bildung und einem guten Beruf stärker einer Gemeinschaft vertrauen und sich eher

für diese einsetzen, als Menschen mit niedrigem sozioökonomischem Status. Auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene stellt sich die Frage, ob Länder mit einem hohen Bruttonationaleinkommen einen durchschnittlich höheren sozialen Zusammenhalt zwischen den Menschen aufweisen als Länder mit einem niedrigen Bruttonationaleinkommen. Erst dann kommt man zu Verteilungsfragen: Zeigen Länder mit einer niedrigen Einkommensungleichheit eine stärkere soziale Kohäsion als Länder mit einer hohen Einkommensungleichheit? Wie hängen schließlich die persönliche Situation und die gesellschaftliche Ungleichheit zusammen? Wird das Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen von dem eigenen sozialen Status und der sozialen Ungleichheit im Land beeinflusst? Verhalten sich also Menschen mit niedrigem sozioökonomischem Status in Ländern mit hoher Ungleichheit anders als in Ländern mit niedriger Ungleichheit?

Die vorliegende Literatur unterscheidet diese konzeptionellen Linien nur unzulänglich. Fest steht, dass sich der eigene sozioökonomische Status auf das Verhalten und die Einstellungen der Menschen auswirkt, dies gilt auch für die soziale Kohäsion. Inwieweit aber das Ausmaß sozialer Ungleichheit in einem Land das Verhalten der einzelnen Menschen *zusätzlich* prägt, ist alles andere als klar. Brian Nolan und Christopher Whelan (2014) haben die Zusammenhänge zwischen der Einkommensungleichheit in einem Land und den individuellen Einstellungen wie Solidarität, Vertrauen und Gegenseitigkeit mit einem großen europäischen Projekt eingehend untersucht. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass sich belastbare kausale Zusammenhänge nur sehr schwer ermitteln lassen (ebd., S. 166). Insgesamt sei der Beweis dafür, dass die Einkommensungleichheit wesentlich die individuellen Einstellungen beeinflusst, relativ schwach (ebd., S. 168).

Ich möchte dies am Beispiel der sozioökonomischen Zusammensetzung von Nachbarschaften verdeutlichen. Menschen mit einem niedrigen sozioökonomischen Status haben weniger Vertrauen in ihre Nachbarschaft, setzen weniger auf Gegenseitigkeit und zeigen weniger Solidarität als Menschen mit einem höheren sozioökonomischen Status. Inwieweit aber die soziale Ungleichheit in der Nachbarschaft *zusätzlich* eine Rolle spielt, wissen wir nicht. Die Forschung kommt zu unterschiedlichen Ergebnissen. Immer wieder werden gegenläufige Effekte sichtbar, die durchaus auch mit der unzulänglichen Datengrundlage zusammenhängen können. So belegen Ruud Koopmans und Merlin Schaeffer (2014), dass in sozioökonomisch sehr heterogenen Nachbarschaften Menschen eine höhere soziale Kohäsion aufweisen als in sozial homogenen Nachbarschaften. Bei näherer Erörterung wird ersichtlich, dass dieser Effekt allein auf die Einstellungen sozioökonomisch schlecht gestellter Menschen zurückgeht, die in besser gestellten Nachbarschaften leben. Diese Menschen profitieren offensichtlich von ihrer Umgebung. Sie können auf eine umfangreichere Infrastruktur zurückgreifen und fühlen sich durch höhere Sicherheitsstandards besser geschützt als in einer homogenen armen



Abb. 1: Prof. Jutta Allmendinger in der Diskussionsrunde am 8. Mai 2015 in der Berliner Humboldt-Box

Umgebung. Des Weiteren erhalten sie von ihren Nachbarn potenziell wertvolle Informationen. Marc Granovetter (1973) nennt dieses Phänomen „die Macht schwacher Beziehungen“ (*The strength of weak ties*) und weist empirisch nach, dass entfernte Bekannte aufgrund anderer Netzwerke etwa bei der Stellensuche wirksamer helfen können als nahe Bekannte, die über ähnliche Netzwerke verfügen. Die Studie von Koopmans und Schaeffer zeigt auch, dass die besser gestellten Menschen auf ihre schlechter gestellten Nachbarinnen und Nachbarn nicht negativ reagieren. Solidarität, Gegenseitigkeit, Vertrauen und das Gefühl von Gemeinsamkeit bleiben erhalten.

Dieses Ergebnis erinnert an einige Studien über die Zusammensetzung von Schulklassen. Bildet man gemischte Schulklassen mit Schülerinnen und Schülern unterschiedlicher kognitiver Kompetenzen, so scheinen auch hier die schwächeren Schülerinnen und Schüler zu profitieren, während die Leistung der besseren Schüler unberührt bleibt. Wie in der Studie von Koopmans und Schaeffer muss allerdings beachtet werden, dass diese Ergebnisse wenig robust sind, da noch keine Längsschnittdaten vorliegen und sich von daher Kausalaussagen verbieten.

Zusammenfassend lässt sich bislang festhalten, dass die vielfältigen Beziehungen zwischen sozialer Ungleichheit und Dimensionen sozialer Kohäsion noch überraschend unklar sind. Allein auf der individuellen Ebene lassen sich kausale Zusammenhänge zwischen niedrigem sozioökonomischem Status und verschiedenen negativen Ergebnissen sauber nachweisen, so auch zur sozialen Kohäsion. Fest steht: Wir müssen die absoluten Armutslagen abbauen, also eine zu niedrige Bildung und zu geringe Einkommen. Der soziale Aufzug muss nach oben fahren. Wie hoch das Haus ist, ändert an diesem Imperativ erstmal nichts.

### Diversität und soziale Kohäsion

In der Soziologie wird der Zusammenhang zwischen der Diversität von Gruppen und Gruppenprozessen seit Langem

untersucht. Emile Durkheim, Max Weber und Georg Simmel betonten schon früh, dass moderne Gesellschaften nicht auf Homogenität angewiesen sind. Die Urbanisierung und die Industrialisierung würden zwar traditionelle Formen von sozialer Kohäsion aufweichen, aber auch zu ganz neuen Verbindungen führen. Insbesondere Georg Simmel hat dabei gezeigt, wie eine veränderte Gruppenzusammensetzung zu neuen Gruppenprozessen beitragen kann.

Dieser Ansatz wurde später von Gordon Allport (1952) und Peter Blau (1977) weiterentwickelt. Von ihnen stammt die These, dass bei zunehmender Heterogenität, also bei einem steigenden Anteil der Minderheit, beide Gruppen häufiger in Kontakt miteinander treten, sich dadurch Vorurteile und Diskriminierungen abbauen und so die gegenseitige Akzeptanz wächst. Wechselseitige Vorbehalte und Spannungen zwischen Minderheit und Mehrheit könnten also durch „Nähe“ verringert werden.

Rosabeth Moss Kanter hat diese Arbeiten Ende der 1970er Jahre aufgenommen und untersucht, wie die Wahrnehmungen, Einstellungen und Verhaltensweisen der Gruppenmitglieder mit der Gruppenzusammensetzung zusammenhängen. In ihren empirischen Arbeiten verdeutlicht sie dabei „Probleme von Minderheiten“ am Beispiel von Frauen in Organisationen. Nach Kanter sind die wenigen Frauen in Führungspositionen (*token women*) sichtbarer (*visibility*) und geraten so eher unter Leistungsdruck. Die Frauen fördern dadurch eine noch größere Gegensätzlichkeit (*polarization*) von Minderheit und Mehrheit und betonen somit die Gruppengrenzen. Und sie passen sich oft an Vorurteilsstrukturen an (*assimilation*), womit sie Vorurteile weiter nähren. Auch aus den Arbeiten von Kanter lässt sich damit ableiten, dass die Frauen stärker akzeptiert werden, wenn der Frauenanteil steigt, da die Folgen der durch *visibility*, *polarization* und *assimilation* ausgelösten Prozesse abklingen.

Diese Akzeptanzvermutungen bleiben nicht unwidersprochen und werden durch Wettbewerbs- und damit Abwehrtheorien

(u.a. Blalock 1967) herausgefordert. Mit wachsender Größe der Minderheit entwickeln sich demnach intensivere Konflikte über Ressourcen, es entsteht Rivalität, die schrumpfende Mehrheit verteidigt den eigenen Status quo und das Interaktionsklima verschlechtert sich.

In der eingangs erwähnten Studie über 78 Orchester in vier Ländern haben J. Richard Hackman und ich diese Thesen geprüft (Allmendinger/Hackman 1994). Unsere Ergebnisse zeigen zunächst, dass sich die Einstellungen der Musikerinnen und Musiker wesentlich besser mit organisations- und länderspezifischen Merkmalen erklären lassen als mit dem individuellen Geschlecht. Wir belegen, dass sich mit zunehmendem Frauenanteil die soziale Kohäsion verringert – für die Orchester, für die Musiker und nicht zuletzt für die Musikerinnen. Dies gilt für Musiker jeden Alters, für alle Instrumentengruppen, für große, international sichtbare Orchester mit einer langen Tradition ebenso wie für kleinere Regionalorchester. Einen Unterschied zwischen Männern und Frauen finden wir nicht. Frauen wie Männer reagieren also gleichermaßen negativ auf einen höheren Frauenanteil. Dies zwingt uns, individuelle Erklärungsmuster zu verlassen und konflikthafte Organisationsprozesse zu betrachten. Dann treten Prozesse der „Schließung“ und der dadurch hervorgerufenen „Usurpation“ oder, wie es Frank Parkin (1979) anfänglich nannte, der „Solidarisierung“ in den Vordergrund. Männlich geprägte Organisationen werden von Männern gegen weibliche Eindringlinge verteidigt, während die eingedrungenen Frauen das eroberte Terrain gegenüber Männern verteidigen. Unsere Ergebnisse unterstützen daher Wettbewerbs- und Abwehrtheorien, aber widersprechen Ansätzen, nach denen Minderheiten dann Akzeptanz erfahren, wenn sie zahlenmäßig stärker werden.

Theoretisch nicht eingefangen, empirisch aber deutlich sichtbar sind zwei weitere Effekte. Zum einen können wir zeigen, dass bei einigen untersuchten Merkmalen sozialer Kohäsion eine Wende „zum Guten“ eintritt, wenn der Frauenanteil eine bestimmte Höhe erreicht. Dieser Schwellenwert liegt bei etwa 40%. Die Zusammenhänge zwischen Gruppenzusammensetzung und Gruppenmerkmalen sind also nicht linear und erst bei einer fast ausgeglichenen Gruppenzusammensetzung scheint sich die Akzeptanz zu erhöhen. Zum zweiten finden wir viele Interaktionseffekte zwischen Frauenanteil und Land. Diese belegen, dass die Auswirkungen des Frauenanteils auf Gruppenprozesse durchaus gestaltbar sind. In Ländern mit einer langen Tradition weiblicher Erwerbstätigkeit und einer Politik, die die Erwerbstätigkeit von Frauen wie von Männern unterstützt, sind die Abwehrreaktionen deutlich schwächer ausgeprägt, wenngleich statistisch signifikant, als in Ländern mit einer niedrigen Frauenerwerbstätigkeit.

Bislang habe ich mich auf die Folgen von Diversität nach Geschlecht konzentriert. Die gefundenen Effekte sind aber erstaunlich robust und gelten auch dann, wenn man Folgen von ethnischer und kultureller Diversität untersucht. So belegen

auch Ruud Koopmans und Merlin Schaeffer (2014) in ihrem Vergleich von drei Ländern (Deutschland, Frankreich und die Niederlande), dass eine zunehmende ethnische Vielfalt mit einem Verlust von sozialer Kohäsion einhergeht. Vertrauen, Zufriedenheit, Gemeinsamkeit, Gegenseitigkeit und Solidarität sinken, wenn die Diversität steigt. Einheimische und Fremde zeigen dabei die gleichen Reaktionen. Koopmans und Schaeffer gehen über klassische Studien hinaus, da sie neben den Reaktionen auf eine real vorliegende (statistische) Diversität auch Einstellungen gegenüber Fremden messen. Konkret handelt es sich um die Wahrnehmung von Konflikten, von Unterschieden in den jeweiligen Wertesystemen und von hoher sprachlicher Vielfalt.



Abb. 2: Die Berliner Humboldt-Box am 8. Mai 2015

Die Autoren weisen nach, dass sich diese Wahrnehmungen ebenfalls stark auf die soziale Kohäsion auswirken: Je stärker sie ausgeprägt sind, desto niedriger ist die soziale Kohäsion. Dies gilt auch dann, wenn die tatsächliche (statistische) Diversität kontrolliert wird. So konnten Koopmans und Schaeffer bislang vernachlässigte Mediatoren zwischen der vorliegenden Diversität einer Gruppe und der gemessenen sozialen Kohäsion identifizieren. Die abnehmende Kohäsion kommt durch entsprechende negative Wahrnehmungen von Minderheit und Mehrheit zustande. Wie auch in der Untersuchung von Allmendinger und Hackman (1994) finden sich zudem Unterschiede in der Effektstärke nach nationalen politischen Umwelten. In Deutschland zeigen Einheimische stärkere Abwehrreaktionen als in Frankreich und den Niederlanden. Erklärt wird dies mit einer Politik, die in Deutschland restriktiver und ausgrenzender gegenüber Fremden ist als die in den beiden anderen Ländern.

Wenngleich sich also durchaus ähnliche Untersuchungsergebnisse zu den Folgen von Diversität auf die soziale Kohäsion ergeben, sind deutliche Vorbehalte angemessen (Hipp/Bernhardt/Allmendinger 2015). Hier, wie in den Arbeiten über den Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und sozialer Kohärenz, handelt es sich um Ergebnisse auf Grundlage von

Querschnittsdaten. Kausalitäten im strikten Sinn lassen sich dadurch nicht belegen. Benötigt werden individuelle Verlaufsdaten im Kontext von Rahmenbedingungen, die sich auch dynamisch ändern. Konkret und am Beispiel der Symphonieorchester: Benötigt würden Daten, die die Wahrnehmung zu Gruppenprozessen jeder einzelnen Person über die Zeit abbilden und dabei den sich ändernden Organisationskontext (die Orchestergröße) berücksichtigen.

## Herausforderungen und Perspektiven

In diesem Vortrag habe ich mich auf den Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit, Diversität und sozialer Kohäsion konzentriert und damit nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Feld sozialer Ungleichheitsforschung betrachtet. Wie sich soziale Ungleichheit auf die Gesundheit, die Lebenserwartung, die Leistungsfähigkeit, das volkswirtschaftliche Wachstum und das Glück auswirkt – Themen, mit denen sich die soziale Ungleichheitsforschung auch und insbesondere beschäftigt –, habe ich hier nicht angesprochen. Ganz außen vor gelassen habe ich auch die Frage, wie Diversität die Leistung von Gruppen beeinflusst. Erbringen heterogen zusammengesetzte Teams innovativere Leistungen als homogene Gruppen? Sind sie flexibler? Sollten wir also nicht nur auf Diversität reagieren, die durch Zuwanderung und neue Geschlechterrollen quasi natürlich eintritt, sondern Diversität wünschen und bewusst herstellen?

Zusammenfassend ist jenseits der bereits behandelten offenen Fragen nach kausalen Prozessen festzuhalten, dass die eingangs dargelegten grundlegenden Definitionen sozialer Ungleichheit und Diversität in empirischen Untersuchungen meist einfach wegrutschen. Bestimmendes Merkmal sozialer Ungleichheit ist, dass sie über den Lebensverlauf und über Generationen hinweg eine gewisse Beständigkeit hat. Doch weder der GINI-Index noch andere Ungleichheitsmaße berücksichtigen dies. Wird Diversität untersucht, so ist entscheidend, welche Gruppen genau gemeint und wie sie numerisch zusammengesetzt sind. Auch nicht lineare Effekte sind zu berücksichtigen. Meist werden bleiben diese Parameter aber gänzlich unbeachtet.

Diese Einschränkungen sind umso schmerzvoller als außer Frage steht, dass soziale Ungleichheit wie Diversität den Zusammenhalt zwischen Menschen und Gruppen prägen. Wir müssen handeln. Grundlage jedes Handelns ist der Impuls, überhaupt handeln zu müssen oder handeln zu wollen. Bezogen auf die soziale Ungleichheit ist das alles andere als klar. Viele Menschen sind davon überzeugt, dass soziale Ungleichheit nicht strukturell bedingt ist. Sie gehen vielmehr davon aus, dass sie durch den unterschiedlichen Leistungswillen und die unterschiedliche Leistungsfähigkeit von Menschen zustande kommt. Zudem sind sich viele sicher, dass soziale Ungleichheit als solche erst zu Leistung anspornt. Ungleichheit treibt an, Gleichheit macht faul. Auch im Bereich der Diversität bezwei-

fel viele, dass ein aktives Handeln nötig ist. Viele schätzen homogene Strukturen und verteidigen diese gegenüber jeder Veränderung. Aufklärung und Sensibilisierung erscheinen daher besonders wichtig.

Wenn gehandelt wird, so sehe ich den größten Nutzen im Aufbau präventiver Strukturen. Bildung, Ausbildung und Weiterbildung schützen vor Arbeitslosigkeit und einem unzureichenden Einkommen. Soziale Sicherungssysteme schaffen zumindest den allernötigsten Ausgleich. Und auch der Umgang mit Diversität ist früh in den Schulen zu erlernen und kann unterstützt werden durch Politiken, die inklusiv und wertschätzend gegenüber Fremden sind. Dabei sollte man nicht darauf vertrauen, dass mit nur einer Maßnahme alles besser wird. Wir brauchen ganze Maßnahmenbündel, die sich wechselseitig stützen. Prävention ist wichtig, doch ohne Regelungen auf dem Arbeitsmarkt wie Mitbestimmung und Sozialpartnerschaft und ohne staatliche Flankierungen wie Mindestlohn und soziale Transfers wird Prävention allein wenig ausrichten können.

Prof. Dr. Jutta Allmendinger, Ph. D.

Professorin für Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin, Präsidentin des WZB – Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Berlin

## Quellen:

- Allmendinger, Jutta/Hackman, J. Richard (1994): Akzeptanz oder Abwehr? Die Integration von Frauen in professionellen Organisationen, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46 (2), S. 238-258.
- Allmendinger, Jutta/van den Driesch, Ellen (2015): An ever closer union among the people of Europe, Brüssel: European Commission.
- Allport, Gordon (1952): *The Resolution of Intergroup Tensions*. New York: National Conference of Christians and Jews.
- Blalock, Hubert M. (1967): *Toward a Theory of Minority Group Relations*. New York: Wiley.
- Blau, Peter (1977): *Inequality and Heterogeneity*. New York: Free Press.
- Granovetter, Mark (1973): The Strength of Weak Ties, in: *American Journal of Sociology*, 78, S. 1360-1380.
- Häußermann, Hartmut (2008), Segregation in der Stadt – Befürchtungen und Tatsachen, in: *vhw Forum Wohneigentum* 3, Juni-Juli, S. 123-125.
- Hipp, Lena/Bernhardt, Janine/Allmendinger, Jutta (2015): Institutions and the prevalence of nonstandard employment, in: *Sozio-Economic Review*, 13 (2), S. 351-377.
- Kanter Rosabeth M. (1977): Some Effects of Proportions on Group Life: Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women, in: *American Journal of Sociology*, 82, S. 965-990.
- Koopmans, Ruud/Schaeffer, Merlin (2014): Perceptions of Ethno-Cultural Diversity and Neighborhood Cohesion in three Countries. WZB Discussion Paper SP VI 2014-103, Berlin: WZB.
- Nolan, Brian/Whelan, Christopher (2014): The Social Impact of Income Inequality: Poverty, Deprivation, and Social Cohesion, in: Salverda, Wiemer et al. (Ed.): *Changing Inequalities in Rich Countries. Analytical and Comparative Perspectives*. Oxford: Oxford University Press, S. 146-168.
- Parkin, Frank (1979): *Marxism and Class Theory. A Bourgeois Critique*. London: Tavistock.
- Wilkinson, Richard/Pickett, Kate (2010): *The Spirit Level: Why Equality is Better for Everyone*. London: Penguin.